

Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 25

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638690>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

1738 starb. Während den letzten zehn Jahren seines Lebens war ihm sein Sohn Johann Jakob Dick als Vikar zur Seite gestanden. Dieser theologisch und philologisch gut ausgebildete Mann wurde 1739 von Abrecht von Erlach nach Spiez berufen, wo er 1746 starb. Seine Frau siedelte mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, nach Bern über. Der Knabe Johannes Jakob Dick durchlief die Lateinschule, studierte Theologie und daneben Botanik, wurde 1764 Pfarrer in Spiez und 1770 in Bolligen, wo er bereits 1775 starb.

*) Samuel Dick, Samuels Sohn, des Rotgerbers und Schaffners im Interlachenhaus, wurde getauft in Bern am 5. Juni 1664. Seine Mutter war Maria Herrmann, Tochter des Hauptmanns Andres Herrmann, der in Dalmatien in Kriegsdiensten gestanden. Er wurde 1692 als Kandidat ins Ministerium aufgenommen. Von seinem Taufpaten, Schultheiß Sigmund von Erlach, General und Freiherr zu Spiez, wurde er am 20. März 1693 zum Pfarrer in Spiez ernannt. Von da berief ihn Abrecht von Wattenwyl, Freiherr zu Dießbach bei Thun, am 19. April 1706 als Pfarrer nach Oberdießbach, wo er am 3. Christmonat 1738 gestorben ist. Von 1726 bis 1736 bekleidete er auch den Posten eines Kammerers der „Ehrenwerten Wohllehrwürdigen Classe“ zu Bern.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Pöltzer
Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Er muß über den Mörder des Millionärs mehr wissen, als der Advokat Buonavoli mir verraten hat! durchfuhr es mich.

Ich nahm mich zusammen. Meine Stimme klang gleichgültig, als ich fragte: „Ich wüßte nicht, wen ich belasten sollte, Herr Richter?“

Der Untersuchungsrichter lächelte nur.

„Sie sind also der berühmte Bufallo Bellini! Im Kriege waren Sie Offizier — ich habe von den deutschen Behörden über Sie Auskunft erhalten!“

Warum erzählte er mir dies?

„Sie meinen, es gibt gewisse Situationen, in denen ein Gentleman schweigen muß? Selbst wenn er durch sein Schweigen für sich selbst eine Gefahr heraufbeschwört“, sagte mit einem kleinen ironischen Lächeln der Untersuchungsrichter.

Dann fuhr er fort: „Ich weiß, es wäre zwecklos, Ihnen auseinanderzusetzen, wie falsch Ihr Verhalten ist. Die Aufgabe des Richters ist, der Gerechtigkeit Genüge zu tun. Wer ihm bei seiner nicht immer leichten Aufgabe Hindernisse in den Weg stellt, der . . .“ Er brach ab, ohne den Satz zu beenden.

Ich blieb stumm.

Der Richter seufzte. „Na ja, es gibt für Kavaliere einen ungeschriebenen Ehrenkodex, der ihnen mehr bedeutet, als Befehl und sittliches Gefühl . . .“

Obwohl innerlich erschrocken, trug ich eine unbewegte Miene zur Schau. Es gelang mir sogar, etwas gelangweilt dreinzublicken.

Während der Richter schweigend in den Akten blätterte, versuchte ich, mein Verhalten vor mir selbst zu rechtfertigen.

Ich schwieg, weil entweder Milica unschuldig war, und dann konnte sie meine belastende Aussage in eine ähnliche Lage, wie meine augenblickliche, bringen — oder aber Milica war schuldig, und dann war ich mitschuldig an ihrer Tat. Denn wäre es ohne meine Anwesenheit auf der Nacht zu der Katastrophe gekommen? Durfte da gerade ich zur Ueberführung der Schuldigen helfen? . . . Und schließlich, ich schadete ja durch mein Schweigen nur mir selbst . . .

Der Untersuchungsrichter blickte endlich von seinen Papieren auf und sagte trocken: „Nun, wir werden auch ohne Sie die Schuldigen finden! Ich werde Ihre Freilassung verfügen; falls die Staatsanwaltschaft keinen Einspruch erhebt, können Sie noch heute das Gefängnis verlassen. Ihren Reisepaß muß ich allerdings zurückbehalten; Beirut dürfen Sie vorläufig nicht verlassen.“

Er klingelte. Als der Wachtmeister mich abführte, nickte der Untersuchungsrichter nur kurz.

Die nächsten Stunden waren erfüllt mit Gedanken über meine nächste Zukunft. Ich gestehe, daß, trotz aller Skepsis, der Plan, die geraubten Juwelen des Maharadschas zu finden, in mir herumspuckte. Ich vergaß dabei, daß ich zunächst Beirut gar nicht verlassen konnte .

In den ersten Nachmittagsstunden öffneten sich vor mir die Pforten des Gefängnisses. Ich war frei!

Buonavoli und Marianne erwarteten mich. Der Advokat zeigte die selbstzufriedene Miene eines Chirurgen, dem soeben eine schwierige Operation gelungen ist; Mariannes Freude war uneigennützig.

Eine halbe Stunde später saßen wir alle drei in dem ersten Restaurant der Stadt. Zur Feier der Stunde war das Beste, was seine Küche bieten konnte, gerade gut genug. Es war die Ansicht Buonavolis, der, wie mir schien, kein Verächter guter Bissen war.

So begann unser „Frühstück“ mit Austern und endete über ein halbes Duzend Gerichte mit einem wirklich köstlichen Halbgefrorenen. Nach dem Türkischen verabschiedete sich der Advokat.

„Wie ich mich freue!“ sagte leise Marianne.

Auch ohne diese Zusicherung hätte ich es ihr geglaubt. Ihr strahlendes Gesicht und jedes ihrer Worte verrieten nur allzu deutlich ihre Freude über die glückliche Wendung.

„Marianne, ich möchte Dir noch einmal und noch tausendmal für alles danken, was Du für mich getan hast!“ rief ich gerührt. „Selbst eine Schwester hätte mir nicht mehr helfen können. Wie soll ich es Dir bloß vergelten, Marianne?“

„Sprich nicht weiter darüber! Was habe ich schon für Dich getan? So gut wie nichts. Ich wollte mir schon lange einmal Syrien ansehen. Nun ist es geschehen.“

„Aber Du bist ja über Beirut nicht hinausgekommen!“

„Genügt mir vollkommen! Am liebsten möchte ich schon wieder die Rückreise antreten“, sagte sie lächelnd.

Natürlich glaubte ich ihr nicht, daß sie, die, gleich mir, die Erde mehrere Male bereist hatte, je den Wunsch empfand, eine Bergnütungsreise ausgerechnet nach Beirut zu machen.

Aber das war so richtig ihre Art, Opfer, die sie für einen brachte, nicht zuzugeben. Nur, um meinen weiteren Dankesworten zu entgehen, begann sie über praktische Dinge zu reden.

Sie hatte im Grand Hotel de Syrie, in dem auch sie wohnte, für mich ein Zimmer reservieren lassen. Es fiel ihr ein, daß ich so gut wie gar keine Sachen besaß. Ich trug noch immer denselben Anzug, den ich anhatte, als mir Milica in Monte Carlo begegnete.

„Wie lange wird man Dich hier zurückhalten?“ fragte Marianne.

Ich konnte ihre Frage selbstverständlich nicht beantworten. Nach kurzem Nachsinnen meinte sie: „Du wirst nach Nizza schreiben, damit man Dir Dein Gepäck schickt . . .“

„Bolton . . .“ begann ich.

„Ja, Bolton! Jetzt mußt Du endlich erfahren, was mit dem Manne los ist! Er ist bestimmt nicht der, für den er sich ausgibt . . .“

„Marianne, ich habe seine Papiere gesehen! Bolton ist ein Angestellter der amerikanischen Pinkerton-Gesellschaft . . .“

„Ich glaube es nicht. Ich bin dem Manne drüben in den Vereinigten Staaten unter ganz seltsamen Umständen begegnet. Du weißt doch, daß ich im vergangenen Jahre in verschiedenen Großstädten der Vereinigten Staaten auftrat. Im November befand ich mich in Baltimore. Eines Abends begab ich mich in Gesellschaft einiger Kollegen in ein Nachtlokal. Es war eine Art Tanzklub, der sich aus den Zeiten der Prohibition eines ziemlich anrühigen Rufes erfreute. Trotzdem — oder gerade deshalb — verkehrte in dem Lokal durchweg gutes Publikum.“

Das Lokal war ausgezeichnet besucht, es spielte eine vorzügliche Tanzkapelle, und ich tanzte ziemlich viel an diesem Abend.

Drei- oder viermal engagierte mich auch ein junger Herr in tadellosem Smoking. Uebrigens saß er ganz allein an einem

Tisch, nur wenige Meter von uns entfernt. Wenn ich aufblickte, sah ich ihm direkt ins Gesicht.

Ich erzähle es Dir mit Absicht in aller Ausführlichkeit, denn sonst könntest Du noch behaupten, daß ich mich in der Person des Mannes irre. Dieser Mann war niemand anders als Bolton.

Es war kurz vor unserem Ausbruch. Meine Kollegen hatten gerade dem Kellner gewinkt, als plötzlich einige Männer in das Lokal drangen.

Was nun folgte, geschah schneller, als ich es Dir zu berichten vermag. Ich sah plötzlich in Boltons Händen je ein Revolver. Die Geheimpolizisten, denn um solche handelte es sich, hatten noch keine drei Schritte getan, da krachten schon Boltons Schüsse.

Das Folgende konnte ich nicht mehr sehen. Eine wilde Panik war ausgebrochen. Ich hörte Schreie des Entsetzens und immer wieder Schüsse. Dann wurde es stockfinster im Raum. Mit dem Erlöschen des Lichtes verstummten auch die Schüsse. Nicht aber das Geschrei und die lauten Flüche und das Jammern der anscheinend Getroffenen.

Als es wieder hell wurde, war der Mann, den Du Bolton nennst, verschwunden. Von den Detektiven befanden sich nur noch zwei im Raume; die anderen hatten allem Anschein nach die Verfolgung des geflüchteten Pistolenschützen aufgenommen.

Marianne war keine schlechte Erzählerin. Ich sah die Schreckenszene in der Tanzbar deutlich vor mir.

„Ich hatte dies alles bereits in dem Brief berichtet, den ich Dir nach Nizza sandte“, sagte Marianne jetzt.

„Kannst Du Dich an das genaue Datum erinnern, an dem Du den Brief abschicktest?“ fragte ich.

Sie sann einen Augenblick nach. „Es war am übernächsten Tag nach Deiner Abreise. Gleich nachdem ich Dein Telegramm erhalten hatte, gab ich den Brief zur Post.“

„Dann verstehe ich einfach nicht, wieso er fast achtundvierzig Stunden später in Nizza noch nicht angekommen war?“

Raum hatte ich es ausgesprochen, da fand ich auch schon die Lösung. „Ich glaube, Dir erklären zu können, wo sich Dein Brief befindet!“

„Bolton?“

„Ja. Die Depesche, in der Du mich vor ihm warntest, ist später aus meiner Tasche verschwunden. Ich dachte, ich hätte sie verloren. Aber jetzt zweifle ich nicht daran, daß Bolton sie mir entwendet hat. Er stahl mir das Telegramm, und nun war er im Bilde.“

In Nizza ließ er mich keinen Augenblick allein. Er schlich mir sogar nach, als ich mich am frühen Morgen heimlich zum Postamt begab. Ich konnte dann erst nachmittags wieder zur Post. Bolton befand sich bis dahin in meiner Gesellschaft; konnte also scheinbar nicht vor mir am Postschalter gewesen sein. Aber jetzt entfinne ich mich, daß er sich, während wir auf der Terrasse des Kasino Municipal saßen, zweimal auf kurze Zeit entfernte.

Es liegt nahe, daß er bei dieser Gelegenheit jemand den Auftrag gab, den auf meinen Namen angekommenen Brief vom Hauptpostamt abzuholen. Darum kam ich zu spät . . .“

„Ja, so wird es gewesen sein!“ bestätigte Marianne und setzte hinzu: „Was meinst Du, beginnen wir jetzt?“

„Vielleicht spreche ich zunächst mit Buonavoli“, sagte ich.

21. Kapitel.

Ich lag auf dem Sofa meines Hotelzimmers. Das ausgiebige Essen und die letzte schlaflose Nacht im Gefängnis hatten in mir ein Ruhebedürfnis hervorgerufen. Ich war eingenickt. Im Traume überreichte ich gerade dem Maharadscha von J. seine wiedergefundenen Schätze — mehrere Kisten, bis zum Rande mit glitzernden Steinen und matt schimmernden Perlen gefüllt, — als ein Klopfen mich auffahren ließ. Ich war sofort wach.

„Bitte, komm herein, Mariannel!“ rief ich.

Sie trat ein. „Woher wußtest Du, daß ich es bin?“ fragte sie verwundert.

Ich selbst war überrascht. Eigentlich hatte ich keinen Anlaß, mit Sicherheit anzunehmen, daß Marianne vor meiner Tür stände. Ebenso hätte es das Stubenmädchen oder irgendein

beliebiger Hotelangestellter sein können. Ich aber, dem Schlaf entrissen, wußte es einfach, daß Marianne mich suchte. Oder war dies nicht vielmehr ein Beweis der starken inneren Verbundenheit, die bereits zu diesem Zeitpunkt zwischen Marianne und mir bestand? Ein Beweis dafür, daß aus der Freundschaft, die ich früher empfunden hatte, Liebe geworden war? Denn nur Liebe ist fähig, solche geheimen Schwingungen zwischen zwei Menschen zu erzeugen.

Marianne hielt ein Blatt in der Hand. Bei schärferem Hinsehen erkannte ich es als ein Depeschenformular. Nichts Gutes ahnend, fragte ich:

„Ist was geschehen, Marianne?“

„Erschrecke nicht, Eberhard, aber ich muß mit dem nächsten Dampfer nach Europa!“

Nun war ich vollkommen munter. „Eine schlechte Nachricht, Marianne . . .?“

„Die kleine Seeland hat von Alma einen üblen Hustof erhalten. Der Schimmel konnte sich mit dem Mädchen nie vertragen. Nun hat es sie erwischt. Einige Wochen Krankenhaus ist das mindeste, womit sie rechnen kann. Ich muß sofort zu meinen Leuten und zu den Tieren. Bis zu meiner Ankunft fällt die Nummer sowieso aus . . .“

Marianne hatte mir schon im Laufe ihrer ersten Besuche berichtet, auf welche Weise es ihr gelungen war, sich für die Reise nach Beirut freizumachen.

Für Juni war sie nach Paris verpflichtet gewesen. Sie sollte dort am Monatsersten ihr Engagement im Cirque Medrano antreten.

Beunruhigt durch mein Schweigen — sie hatte mir, wie ich bereits erwähnte, zweimal nach Beirut geschrieben — sann sie nach einer Möglichkeit, von ihren Verpflichtungen freizukommen.

Doch die Direktion des Cirque Medrano wollte von einer Annullierung des Vertrages nichts hören. Da hatte sie ihre begabte Schülerin Klärchen Seeland als Stellvertreterin vorgeschlagen, und nach einem Proberitt war die Direktion mit dem Vorschlag einverstanden gewesen.

Nur diese Tatsache hatte es Marianne ermöglicht, die Reise nach Beirut anzutreten.

Ich fand es selbstverständlich, daß Marianne nunmehr sofort nach Paris fahren mußte: Pflichtgefühl ist bei Artisten besonders stark ausgeprägt.

Ein Dampfer fuhr bereits am folgenden Tage nach Alexandria. Marianne konnte von Aegypten aus mit einem Flugzeug nach Frankreich gelangen.

Am nächsten Morgen geleitete ich Marianne zum Schiff. „Ein Glück, daß Du mich jetzt nicht mehr brauchst! Ich wäre sonst dauernd in Unruhe gewesen“, sagte sie.

Fast wünschte ich, Marianne wäre um mich weniger besorgt gewesen. Ich hatte das bedrückende Gefühl eines Menschen, der mit leeren Händen dasteht. Wie sollte ich nur Marianne ihre immer erneuten Freundschaftsbeweise vergelten . . .?

Nun war ich gar ihr doppelter Schuldner. Bevor sie das Hotel verließ, überreichte sie mir ein größeres Bündchen Banknoten. Ich wollte es nicht nehmen. Bis sie mich überzeugte, daß es für mich unmöglich wäre, ohne Geldmittel in Beirut zu bleiben. Es könnten doch unter Umständen noch Wochen vergehen, ehe der Untersuchungsrichter mir die Heimreise gestattete.

Als wir am Hafen anlangten, war es schon spät. Die Schiffssirene heulte und trieb zur Eile an.

Unser Abschied war kurz. Einen Augenblick hatte ich das Verlangen, Marianne an mich zu ziehen und zu küssen. Aber ich wagte es nicht vor den Leuten, und so drückten wir uns nur die Hände.

Dann löste der Dampfer seine Laue — noch lange stand Marianne an der Reling und winkte mir zu.

Langsam machte ich kehrt und schlenderte durch das Hafenviertel zurück.

Um mich herum brandete das Leben — lärmender Orient vermischt mit moderner Geschäftstätigkeit —, doch ich fühlte mich plötzlich furchtbar einsam.

Fortsetzung folgt.